

**Wort:**

Das Ende kommt. Irgendwann. Und es ist besser, man ist darauf vorbereitet, wenn es losgeht. Das Paulus im 1. Thessalonicher eine eschatologische Erwartung formuliert, bleibt an diesem Sonntag kein bloß exegetisches Wissen. Diese Einsicht bricht sich in den unterschiedlichen Ereignissen, derer wir an diesem Tag gedenken.

In den Vordergrund schieben sich die Bilder des Mauerfalls, das Wunder der friedlichen Revolution. Das Ende eine Diktatur, die wie alle Diktaturen auf Dauer angelegt war. Kontrastiert wird dieser leuchtende Tag von den dunklen Daten, die zu ihm gehören: Der Marsch auf die Feldherrnhalle 1923, die Reichskristallnacht 1938, der Beginn der offenen Verfolgung und Diskriminierung jüdischer Deutscher.

Mit der paränetischen Aufforderung, als Kinder des Lichts zu leben (V. 5), verwandelt sich die Ermahnung des Paulus in eine Verheißung: „Wir sind nicht von der Nacht und von der Finsternis“. Irgendwann kommt ein Tag, an dem das wichtig sein wird. Auch meine Geschichte wird irgendwann Geschichte.

**Stich:**

ICH WEISS DU KOMMST WIEDER

Ich bin „...auf dem großen Ring zufällig in die Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit gegangen. Dieser Zufall spielte Schicksal. Ich habe die kommende Zeit gesehen. Neben dem Seitenaltar auf einer Säule stand der Heilige im grauen Mantel und trug als Mantelkragen ein Schaf im Nacken. Dieses Schaf im Nacken ist das Schweigen. Es gibt Dinge, über die man nicht spricht. Aber ich weiß, wovon ich rede, wenn ich sage, das Schweigen im Nacken ist etwas anderes als das Schweigen im Mund.

Vor, während und nach meiner Lagerzeit habe ich in Furcht gelebt, vor dem Staat und vor der Familie. Vor dem doppelten Absturz, dass der Staat mich als Verbrecher einsperrt und die Familie mich als Schande ausschließt. Im Gewühl der Straßen habe ich in die Spiegel der Vitrinen, Straßenbahn- und Häuserfenster, Springbrunnen und Pfützen geschaut, ungläubig, ob ich nicht doch durchsichtig bin...

Neben dem Heiligen mit dem Schaf des Schweigens im Nacken hatte ich in der Kirche die weiße Wandnische mit der Inschrift gesehen: DER HIMMEL SETZT DIE ZEIT IN GANG. Als ich meine Koffer packte, dachte ich: Die weiße Nische hat gewirkt. Das ist jetzt die in Gang gesetzte Zeit...

Die Mutter hielt mir den Mantel... Ich schlüpfte hinein. Sie weinte. Ich zog die Handschuhe an. Auf dem Holzgang, genau dort, wo die Gasuhr ist, sagte die Großmutter: ICH WEISS DU KOMMST WIEDER.

Ich habe mir den Satz nicht absichtlich gemerkt. Ich habe ihn unachtsam mit ins Lager genommen. Ich hatte keine Ahnung, dass er mich begleitet, Aber so ein Satz ist selbständig. Er hat in mir gearbeitet, mehr als alle mitgenommenen Bücher... ICH WEISS DU KOMMST WIEDER wurde zum ... Kontrahenten des Hungerengels. Weil ich wiedergekommen bin, darf ich sagen: So ein Satz hält einen am Leben.“

*(zum Weiterlesen: Herta Müller, Atemschaukel, Carl Hanser Verlag, München, 2009)*

## Predigt I: Er kommt wieder

### Wort-Schätze

Ein 17-jähriger packt ein. Mantel, Hose, Wollhandschuhe, Schal, bedacht und genau ordnet er Habseligkeiten in einen kleinen Holzkoffer.

„Alles, was ich habe, trage ich bei mir.“ Aber es geht um mehr, um vieles, was nur schwer zu tragen sein wird. Das Überleben steht auf dem Plan, deshalb die feine Unterscheidung, die er gleich beim Packen trifft: „Alles Meinige trage ich mit mir.“

Noch einmal prüft der junge Mann sachlich und bedacht seine zusammengetragene Mitgift. Dann folgt der Abtransport in ein sibirisches Lager. Aber er ist gut gerüstet.

Was der Koffer birgt, ist zumeist geborgt, Habseligkeiten. Was er das „Meinige“ nennt, leuchtet im Verborgenen. Es sind seine wirklichen Kostbarkeiten: Helle Worte, klare Sätze, lichte Erinnerungen. Anhaltspunkte zum Überleben, mitten in der in Gang gesetzten Zeit. „Kleine Schätze sind die, auf denen steht: Da bin ich.

Große Schätze sind die, auf denen steht: Weißt du noch. Die schönsten Schätze aber sind die, auf denen stehen wird: Da war ich.“

### ER kommt wieder

Von Zeiten und Stunden muss ich nicht schreiben, sagt Paulus. Und doch tut er es nachdrücklich, indem er den „Augenblick“ (Vers 1) in ein anderes, ein ewiges Licht, zu setzen versucht. Den verzweifelten Thessalonichern droht an den Gräbern ihrer Lieben die Geduld und der Glaube an den Auferstandenen verloren zu gehen. Paulus legt ihnen eine Gewissheit ans Herz, die dem Hoffnungssatz in der Abschiedsszene des Romans verblüffend ähnelt: Wir wissen nicht, wann, wir wissen nicht wie, aber wir wissen: ER KOMMT WIEDER.

Der Satz, der den jungen Mann im Lager „am Leben hält“, ist ein Glaubenssatz seiner Großmutter. Verglichen mit den Zeilen des Paulus erscheint er wie eine aus der Luft gegriffene Gewissheit. Dennoch müssen beide Sätze Vergleichbares leisten.

Paulus wird im Römerbrief deutlich auf den Punkt bringen, was der Glaube an den Auferstandenen alles aushalten muss. Die geschilderten Erfahrungen decken sich mit dem, was der junge Mann vor sich hat, der fast zwei Jahrtausende später herzklopfend seine Koffer für den Transport ins Lager packt:

„Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Kälte, Blöße, Gefahr und Schwert“ (Römer 8,35).

Der junge Gefangene kann den schweigenden „Heiligen“ weder deuten noch verstehen. Da er von der Liebe Christi auch nie etwas gelernt hat, kann er nur hoffen, dass der „Hungerengel“ ihn vor dem Verhungern und die „Atemschaukel“ vor dem Ersticken bewahrt. Beide entstammen seinem „Wort-Schatz“. Ansonsten wird er sich von dem nähren müssen, was er „in sich trägt“. Aber ein einziger Hoffnungssatz seiner Großmutter kann ihn inmitten der Finsternis des Lagers zu einem säkularisierten, aber um so lebendigeren Schoßkind des göttlichen Lichtes machen.

Paulus weiß, dass seine Adressaten die „in Gang gesetzte“ Zeit nur zu gut kennen. Deshalb warnt er sie davor, sich einzurichten in einem scheinbarem Frieden und einer geborgten Sicherheit, den betulichen Lebenslügen aller Zeiten.

## Wie ein Dieb mitten am Tag

Meine eigene Erinnerung hat mir buchstäblich heimgeleuchtet. Vor über dreißig Jahren wurde ich in Greifswald von zwei Männern auf offener Straße gewaltsam in einen ockergelben Wagen der Marke „Wartburg“ verfrachtet, als wäre ich ein Dieb. Sie drückten mich auf den hinteren Mittelsitz. Durch das vordere Wagenfenster hatte ich so einen weiten Blick auf die entgegenkommende Landschaft. Als wir die Stadt verließen, ahnte ich: Die Fahrt bedeutet das Ende der Freiheit. Dieser Gedanke setzte blitzschnell einen inneren Schutzmechanismus in Gang. Meine Seele fotografierte mit Dauerauslöser Bild für Bild und lernte alles auswendig. Nach Stunden erreichten wir Berlin. Pankow, Prenzlauer Berg, Mitte. Die Fahrt endete auf einem Gefängnishof. Es war schon dunkel, die vergitterten Fenster warfen gelbes Neonlicht. Das Verhör dauerte die ganze Nacht. Am nächsten Morgen wurden mir Uhr, Ring und Gürtel abgenommen, auch die Schnürsenkel musste ich aus den Schuhen fädeln. Handschellen! In einem fensterlosen Lieferwagen ging in die U-Haft Berlin-Pankow. Gesicht zur Wand. Die Zellentür fiel ins Schloss.

## Gutes Dunkel

So allein war ich nie. Das Fenster war mit Glasbausteinen vermauert. Aber meine Seele hatte nicht umsonst geschuftet.

Mitten in dieser Finsternis bereitete sie mir mit den bewahrten Bildern der unfreiwilligen Autofahrt ein unvergessliches Freudenfest: Die Abendsonne fuhr noch einmal kräftig in die alten pommerschen Alleebäume an der Fernstraße 96 und entfachte ein herbstliches Farbenfeuer. Das Abendrot küsste die Wiesen. Der Hahn auf dem Domturm blitzte fröhlich auf. Kastanien und Linden ließen abwechselnd die Kronen brennen, nur für mich. An einer Bushaltestelle winkte lachend ein Kind. Das Kopfsteinpflaster einer Ortsdurchfahrt kribbelte freudig im Bauch, tiefroter, wilder Wein nahm einen Wasserturm gefangen. Neubrandenburg ließ seine Backsteintore glühen. In Pankow quietschte eine beleuchtete Straßenbahn eine ganze Sinfonie für mich, ein Schaufenster verscheuchte die beginnende Dunkelheit mit ausgestellten Büchern. Die Zionskirche stand im Weg. Ihr helles Geläut lud mich ein zu feiern „Wir gehören nicht der Nacht und nicht der Finsternis“ (Vers 5), schreibt Paulus. Und urplötzlich fanden sich bekannte Lieder, uralte Gebete, einzelne Bibelverse, Gegläubtes und Unglaubliches in der Zelle zu einem stillen Gedränge heller Freude zusammen. Gespräche, vergessene Stimmen, vertraute Gesichter. Die „Gemeinschaft der Heiligen“ machte mir die Nacht zum guten Dunkel.

Der „Lichtwurf“ mit den Hundertwattgespenstern über der Zellentür beim stündlichen Rundgang der Bewacher vermochte mir nichts davon zu rauben.

„Ihr aber lebt nicht im Finstern, sodass euch das Licht nicht wie ein Dieb überraschen kann“ (Vers 4).

## Kinder des Lichts

Die Nacht, in der die Mauer fiel, heute vor 25 Jahren, hat viele mutige „Vorfahren“. Die hellste dieser leuchtenden Nächte sah ich im Fernsehen, leider nur in Schwarzweiß. Das war Anfang Oktober 1989. Die westliche Kamera nahm in Leipzig eine Gruppe junger Leute ins Visier, die sich im Angesicht aufgefahrener Panzerwagen und einer Hundertschaft der Kampfgruppen zitternd vor Angst und Ohnmacht an ein paar Kerzen wärmten. Noch war gar nicht sicher, ob die Panzer im nächsten Augenblick

diesen zärtlichen Aufbruch in ein Blutbad verwandeln würden. In diesem Moment fingen die Jugendlichen an zu singen. Und was sie sangen, vergesse ich nie. Die letzte Strophe des alten Pfingstliedes "Nun bitten wir den Heiligen Geist", das Martin Luther 1524 seiner verzagten Christenheit an den Rand der Bibel schrieb, und das, wie wenigstens sonst, dieser Situation standhielt:

"Du höchster Tröster in aller Not, hilf dass wir nicht fürchten Schand noch Tod, dass in uns die Sinne nicht verzagen, wenn der Feind wird das Leben verklagen. Kyrieleis."

Das Ende ist bekannt. Die Panzer zogen ab. Aber die Kerzen gingen nicht aus! Geblieben ist das leuchtende Beispiel dieser „Kinder des Lichts“.

Gottes Geist, so buchstabierten sie klar und besonnen dem erstaunten Fernsehpublikum vom Straßenpflaster aus vor, „durchkreuzt Übereinkünfte und streicht Prognosen durch. Seine Verheißungen melden sich anders als erwartet zu Wort, oft befremdend fern, manchmal unvermutet deutlich oder verblüffend umgekehrt. Dieser Geist kommt „wie ein Dieb in der Nacht“. Er raubt kurzerhand ewige Gewissheiten und bringt vor aller Augen scharf bewachte Mauern zu Fall.

### **Echte Krise**

Stauenden „Zaungästen“ wie mir steckten die Jugendlichen aus Leipzig auch noch ein anderes Licht auf: Zeiten wahrer Freiheit gibt es nur als Früchte schwerer Leiden. Weder Glaube, noch Liebe, noch Hoffnung sind Ergebnisse eigener Pflanzung. Der Geist weht, wo und wie er will. In gedankenlose Zeiten kommt er nicht als Anwalt oder Tröster, sondern als Feind und Gegner, als die wahre, echte Krise. Er kommt als Gedächtnis ins Vergessen und als Auferstehung in die Todeswelt. In hastige Antworten kommt er als besonnene Frage, in vertrauliche Lebenslügen als erschütternde Wahrheit. Sein Wirken endet nicht an den Rändern zwischen Kirchenmitgliedern und Ausgetretenen, sondern es beginnt im Niemandsland zwischen den Gleichgültigen und denen, die die Hoffnung niemals aufgeben - gerade, wenn nichts mehr zu hoffen ist. Das Geschenk von 1989 ist uns zur Aufgabe geworden.

In diesem Licht müssen wir wieder lernen zu fragen, wo wir zu schnell geglaubt haben, und zu glauben, wo wir zu schnell gezweifelt haben. Keine Macht der Welt wird verschleiern oder gar verhindern, dass unsere Taten unsere Taten unsere Worte unsere Worte bleiben.

### **Gnadenzwinger**

Auch rumänische Jüngling hat das Lager in das er 1945 deportiert wurde, überlebt. Als er Jahre später daheim seinen Koffer auspackt, gehört zu den Wort-Schätzen, die ihm das Überleben sicherten, der „Gnadenzwinger“, eine Art innerer Käfig, „weil ich mich fürchte, frei zu sein“. Er kann noch nicht wissen, dass auch in seinem Heimatland längst etwas Neues seinen Anfang nahm. Was damals anfang, beginnt immer von neuem. ICH WEISS DU KOMMST WIEDER war das Ende der Angst. Das Ende der Angst ist der Anfang der Freiheit - für die gläubigen und die ungläubigen Kinder des Lichts.

*(Pfarrer Matthias Storck, Herford)*

## Predigt II: Scherben

Die Scherben knirschen unter den Schuhen. Jede einzelne spiegelt das Licht, das den Nachthimmel erhellt. Im Gedränge kann keiner einen Blick nach unten werfen. Erst am nächsten Tag fegen sie sie zusammen. Leise klingt und klirrt das zertretene Glas am Morgen, leiser als das Krachen und Splintern in der Nacht. Es ist der Morgen des 10. November 1989. Am Brandenburger Tor fegen Mitarbeiter der Berliner Stadtreinigung die Scherben von Flaschen und Gläsern zusammen. Wenige Stunden vorher haben sich hier Menschen aus dem Osten und Westen der Stadt in den Armen gelegen, gesungen, getanzt, getrunken, gefeiert, eine ganze Nacht lang. Noch ist der Platz voller Menschen, noch mag keiner nach Hause gehen. Niemand hat geschlafen.

Die Scherben knirschen unter den Schuhen. Jede einzelne spiegelt das Licht, das den Nachthimmel erhellt. Im Gedränge kann keiner einen Blick nach unten werfen. Erst am nächsten Tag fegen sie sie zusammen. Leise klingt und klirrt das zertretene Glas am Morgen, leiser als das Krachen und Splintern in der Nacht. Es ist der Morgen des 10. November 1938. Einige Uniformierte fegen die Scherben der Fenster zusammen. Wenige Stunden vorher stand das Gotteshaus in Flammen. Die Feuerwehr verhinderte, dass die Flammen auf die Gebäude in der Nachbarschaft übergreifen konnten. Der Wind weht die Asche der Heiligen Schrift davon. Jetzt ist der Platz leer, alle sind nach Hause gegangen. Niemand hat geschlafen.

*Über Zeiten und Fristen aber, liebe Brüder und Schwestern, braucht euch niemand zu belehren. Ihr wisst ja selber genau, dass der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht. Wenn die Leute sagen: Friede und Sicherheit, dann wird das Verderben so plötzlich über sie kommen wie die Wehen über die Schwangere, und es wird kein Entrinnen geben.*

Niemand braucht uns heute morgen belehren. Wir kennen das Datum, den 9. November. Weniger nüchterne Menschen als wir nennen ihn vollmundig den „deutschen Schicksalstag“. 1918 wurde an diesem Tag die erste deutsche Republik ausgerufen, 1923 zogen an diesem Tag Adolf Hitler und seine Anhänger in München zur Feldherrnhalle, um eben diese Republik zu bekämpfen. 1938 hatten sie schon gesiegt, als im Zivilisationsbruch der Reichskristallnacht Scheiben eingeschlagen, Gotteshäuser verwüstet und Brände gelegt wurden. 1989 wurde mit der friedlichen Revolution im Osten Deutschlands die zweite deutsche Diktatur beendet. Die deutsche Geschichte, unsere Geschichte. Der 9. November, ein Tag der Scherben. Sie knirschen unter unseren Schuhen und sie spiegeln das Licht. Durchsichtig ist dieser Tag nur im Blick zurück. Von unserem 9. November aus gesehen, erscheinen die Zusammenhänge klar und eindeutig. Wir wissen, auf welcher Seite wir zu stehen hätten – aber wir wissen es jetzt, zu unserer Zeit. Zu anderen Zeiten wäre der 9. November über uns gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Ein Einbruch in unser Leben. „Es geht los“ - die berühmten drei Worte der Schwangeren. Alle sind alarmiert, aber keiner weiß, was zu tun ist.

Dieses Gefühl kenne ich aus eigener Erfahrung und nicht nur, weil ich Kinder geboren habe. In der mecklenburgischen Kleinstadt, in der ich lebte, kam es beim Stadtfest zu Ausschreitungen. Eine randalierende Gruppe von jungen Männern griff den Imbiss eines Pakistaners an. Er lebt seit mehreren Jahren dort. Scheiben gingen zu Bruch. Der Imbissbesitzer, seine Frau und seine kleine Tochter fürchteten in ihrer Wohnung in dieser Nacht um ihr Leben. Die Polizei griff nicht ein.

Die Scherben knirschen unter den Schuhen. Jede einzelne spiegelt das Licht, das den Nachthimmel erhellt. Im Gedränge kann keiner einen Blick nach unten werfen. Erst am nächsten Tag fegen sie sie zusammen. Leise klingt und klirrt das zertretene Glas am Morgen, leiser als das Krachen und Splittern in der Nacht.

In den folgenden Tagen geriet die Stadt bundesweit in die Schlagzeilen. Die offiziellen Ermittlungen konnten einen ausländerfeindlichen Hintergrund der Taten nicht bestätigen. Die Täter seien auf der Suche nach Alkohol gewesen. Für uns vor Ort war diese Einschätzung in höchstem Maße lächerlich. Gegenüber dem Imbiss ist ein Supermarkt, dessen Regale mit Flaschen gefüllt sind. Seine große Schaufensterscheibe zur Straße hin wurde nicht eingeschlagen. Es ist kein Zufall, dass das einzige ausländische Geschäft angegriffen wurde, darüber waren wir uns einig. Wir kennen die jungen Männer, die randaliert haben und wir kennen ihre rechtsextreme Einstellung, die sie offen nach außen zeigen.

Wir waren alarmiert – und wir wussten nicht, was zu tun war. Sollten wir uns der offiziellen Einschätzung anschließen und den ausländerfeindlichen und rechtsextremen Hintergrund der Ausschreitungen einfach ausblenden? Die Stadtvertretung hat sich anders entschieden. In einem offenen Brief wurde der ausländerfeindliche Hintergrund der Ausschreitungen und das Vorhandensein einer rechten Szene benannt. Ein Bündnis für Demokratie und Toleranz hat sich gegründet, in dem alle gesellschaftlichen Gruppen der Stadt zusammenarbeiten, um das Thema in der Öffentlichkeit präsent zu halten, über rechtsextreme Organisationsformen und Strategien aufzuklären und Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Scherben, die unter den Schuhen knirschen. Scherben, die das Licht spiegeln, auch bei uns.

Der 9. November, ein Tag der Scherben und der vielen Brechungen. Wo hätte ich gestanden am 9. November 1918, 1923, 1938 und 1989, was hätte ich getan? Im Blick zurück wird die Vergangenheit durchsichtig. Ich weiß, wo ich damals hätte stehen müssen. Aber weiß ich heute, wo ich stehen muss? In der Situation damals standen wir vor der Frage, wann wir aktiv gegen rechtsextreme Tendenzen in unserem Umfeld vorgehen müssen. Gerade die neuen Nazis verstehen es meisterhaft, sich in einer Grauzone einzurichten. Sie vermeiden alles, was strafrechtlich relevant ist und bekämpfen gleichzeitig mit allen Mitteln die freiheitlich-demokratische Grundordnung. Kinderfeste, Zeltlager, Beratung für Hartz-I-Empfänger, die netten Nazis von nebenan, die netten Nazis im Sportverein und in der Gemeindevertretung. Kein Beispiel aus Ostdeutschland: Ein Kirchenvorstand, der die Mitgliedschaft eines seiner Mitglieder in der NPD über Jahre toleriert hat.

Die Gegenwart - ein trüber Novembertag, an dem man nicht alles klar erkennen kann? Es kommt ein Tag, der nicht in den Kalendern verzeichnet ist: Der Tag des Herrn. *Dann werde ich die Bosheit heimsuchen am Erdkreis und an den Frevlern ihre Schuld. Und ich werde der Überheblichkeit der Vermessenen ein Ende setzen und den Hochmut der Tyrannen erniedrigen (Jesaja 13,11)* Eine prophetische Stimme, eine Stimme aus der Zukunft. Der Tag des Herrn ist ein Tag des Gerichts. Wir werden uns einmal verantworten müssen. Nicht mehr und nicht weniger. Bosheit und Schuld und Überheblichkeit und Hochmut werden benannt. Einer sieht das Unklare und Uneindeutige, das Trübe und Zwielfichtige, das Träge und Verschlafene in unserem Leben. Im Angesicht Gottes wird ein Blick genügen und das Leben wird durchsichtig. Was war richtig und was war falsch? Die Frage, die mich ein Leben lang gequält hat, wird beantwortet. Endlich Klarheit.



Der Tag des Herrn ist ein klarer Tag. Er wirft ein Licht auf meine Gegenwart. Die Stimme aus der Zukunft sagt zu mir: *Nichts ist gleichgültig. Du bist nicht gleichgültig. Alles, was wir tun hat unendliche Perspektiven, -Folgen bis in die Ewigkeit; es hört nichts auf. Es bleibt nichts vergessen. Es kommt alles noch einmal zur Sprache.* (Helmut Gollwitzer). Die Stimme aus der Zukunft sagt zu mir: Du kannst so leben. Jetzt, heute. Klar und eindeutig und hell und wach. Nüchternheit, uns Evangelischen gelegentlich vorgeworfen, ist eine Tugend.

*Ihr aber, liebe Brüder und Schwestern, lebt nicht in der Finsternis, so dass euch der Tag überraschen könnte wie ein Dieb. Ihr seid ja alle ‹Söhne und Töchter des Lichts› und ‹Söhne und Töchter des Tages›; wir gehören nicht der Nacht noch der Finsternis. Lasst uns also nicht schlafen wie die anderen, sondern wach und nüchtern sein!*

Die Scherben knirschen unter den Schuhen. Jede einzelne spiegelt das Licht, das den Nachthimmel erhellt. Im Gedränge kann keiner einen Blick nach unten werfen. Erst am nächsten Tag fegen sie sie zusammen. Leise klingt und klirrt das zertretene Glas am Morgen, leiser als das Krachen und Splintern in der Nacht. Niemand hat geschlafen. Es wird Tag.

Amen

(Pfarrerin Kathrin Oxen, Wittenberg)

## Epilog: Geschichte in Geschichten

„Ich bekenne, ich brauche Geschichten, um die Welt zu verstehen – und zwar in gleicher Weise, wie andere womöglich die Formel brauchen, das Dokument.“

Siegfried Lenz (1926 – 2014)

Geschichte Nummer eins zum Thema 9. November 1989: Vor ein paar Tagen erzählte mir eine Verkäuferin auf der Insel Rügen ihre Geschichte:

„Der Mauerfall war für mich der Anfang einer Katastrophe. Ich hatte gerade als Gärtnerin ausgelernt, hatte schon eine Stelle in meinem Lieblingsbetrieb – und wenig später war die Firma pleite. Seitdem schlage ich mich mehr schlecht als recht durch. Ich habe jede Menge völlig sinnloser Umschulungen hinter mir. Alle endeten im Nichts. Im Winter bin ich mindestens drei Monate arbeitslos. Jedes Jahr. Seit 25 Jahren. Ich kann mich über den Fall der Mauer nicht freuen.“

Geschichte Nummer zwei:

Meine Mutter starb am 10. November 1989. Einen Tag nach dem Fall der Mauer. Sie hat den gar nicht mehr bewusst erleben können, denn seit einigen Jahren wurde ihr Fenster ins Leben kleiner und kleiner. Alzheimer. Sie wurde 68 Jahre alt. Ich lebte seit November 1976 in Hamburg. Zwei – drei Mal konnte sie uns noch besuchen, dann war sie irgendwie in Konstanz gelandet statt in Hamburg. Da wussten wir, wie ernst es um sie stand. Ob ich zur Beerdigung der Mutter fahren könne? Das blieb einige Tage völlig unklar. Auf dem Deckblatt meiner Stasi-Akte prangte ja der Vermerk: „Feindlich-negatives Element. Im Krisenfall zu liquidieren.“ Das fand ich erst ein paar Jahre später bei der Akteneinsicht in den Stasiunterlagen in Leipzig heraus. Jedenfalls explodierte

mein Bruder auf dem Volkspolizeikreisamt Ilmenau, schrie die Polizisten an, bis er mir schließlich doch ein Telegramm schicken konnte: „Einreise für Dich und Deine Familie erlaubt – Telegramm mitbringen.“ Es gelangen in diesen wirren Tagen auch noch einige nächtliche Telefonate. Ob ich einen Sarg mitbringen könne? Blumen, Kaffee, Kuchen, Butter, Milch, einen Kranz? Das mit dem Sarg klärte sich dann doch. Eine Gaststätte, in der wir nach der Trauerfeier zusammenkommen konnten, gab es nicht. Sargträger auch nicht, die Kirche konnte nicht geheizt werden, ein Organist war auch nicht aufzutreiben. Alle waren unterwegs zum Einsammeln des Begrüßungsgeldes. Nach „Drüben“. Die Trauerfeier fand in einer eiskalten Kirche statt – beim Singen strömten uns neblige Wolken aus dem Mund, Den Sarg trugen wir selbst zum Grab und schaufelten es zu. Aber immerhin standen alle sechs Kinder am Grab der Mutter – drei aus dem Westen, drei aus dem Osten.

Geschichte Nummer drei:

Vater starb sechs Jahre früher – am 10. Dezember 1983. Das kam so: Er wurde wegen eines Lungenleidens in einem Sanatorium behandelt. An einem Freitag Nachmittag wurde er entlassen. Ein Krankentransportfahrzeug brachte ihn nach Hause. Die Straßen waren voller Schlaglöcher. Den beiden Sanitätern bereitete es große Freude, durch die Löcher mit Karacho zu rasen. Mein Vater schrie vor Schmerzen und klopfte an das Fenster zur Fahrerkabine, um darum zu bitten, dass sie langsamer fahren. Der Fahrer drehte sich kurz um und brüllte: „Halt die Fresse, du alter Sack! Du hast uns den ganzen Feierabend versaut! Wir fahren so schnell, wie wir wollen. Schnauze jetzt dahinten!“

Am nächsten Morgen nahm mein Vater seine Medikamente, warf sie in die Mülltonne und erklärte seiner Frau: „Ich sterbe jetzt. Ich werde weder essen noch trinken. Ich will nur mein Gesangbuch und in Ruhe gelassen werden. Kannst Du Dich darum kümmern, dass mein Sohn aus Hamburg noch einmal kommen kann? Mehr will ich nicht.“ Meine Mutter war völlig aufgelöst, ging dann aber zur Volkspolizei. Ein Attest über den Gesundheitszustand hatte sie mitgebracht. Nach stundenlangem Warten sagte ihr ein Polizist: „Das können Sie sich abschminken. Ein Attest? Geben Sie mal her!“ und zerriss es seelenruhig. „Das hätte sich Ihr feiner Herr Sohn ja früher überlegen können, dass seine Eltern nicht jünger werden. Und jetzt raus hier!“

Ein paar Tage später kam meine Mutter wieder- diesmal mit dem Totenschein. Der Offizier liess sie wieder einige Stunden warten, steckte dann kurz den Kopf durch den Türspalt und blaffte sie an: „Ich habe Ihnen doch schon alles gesagt. Was wollen Sie denn schon wieder hier?“ Die Mutter hielt ihm den Totenschein hin. „Na, das ist doch gleich was ganz anderes. Warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?“ Als ich einige Tage später in die DDR einreiste, stand am Straßenrand ein Transparent. Darauf war zu lesen: „Unsere DDR – Hort wahrer Menschlichkeit.“

Geschichte Nummer vier: Einer der gefürchteten Hardliner in der SED war damals Günter Schabowski. Der Chef der Propaganda-Abteilung beim Zentralkomitee der SED. Der Mann, der mit seiner Herumstotterei am 9. November den Fall der Mauer auslöste. „Das tritt nach meiner Kenntnis – ist das sofort... unverzüglich.“ Auch ein grammatisch verunglückter Satz kann Weltkarriere machen. Vor Schabowski zitterten bis zu diesem Tag die Menschen – auch seine Genossen. Sein Spitzname hiess „Schah Bowski“. Menschen kamen mit großen Flecken auf den Hosen aus seinem Zimmer, wenn er sie zusammenschrie. Sie machten sich vor Angst in die Hosen. Keiner wagte ihm zu widersprechen. Er hielt die Fäden in der Hand – und: wer hoch steigt, kann tief fallen. Wegen des Schießbefehls an der Mauer wurde er mit Krenz und Klieber



verurteilt. Im November 1999 trat er seine dreijährige Haftanstalt in Berlin-Hakenfelde an. Er war der Einzige aus der DDR-Führung, der später so etwas wie Reue zeigte. Er bat die Angehörigen der Mauer-Opfer um Vergebung. In meiner Predigt zum Magnificat am 4. Advent 1999 erwähnte ich diesen Wandel vom Saulus zum Paulus auch als Beispiel dafür, dass Menschen, denen es kein Mensch zugetraut hätte, sich ändern können – und Menschen, die nie geglaubt hätten, dass sie einmal selbst das Magnificat ausleben würden, vom Thron gestürzt werden. Ich schickte also meine Predigt per Fax in die Justizvollzugsanstalt Hakenfelde. Warum? Weil ich Schabowski mit Namen erwähnte, sollte er auch davon Kenntnis bekommen, was ich über ihn gesagt habe. Ein Gebot der Fairness.

Ein paar Tage später bekam ich Post. Auf Kästchenpapier. Von Günter Schabowski. Er bedankte sich für die Predigt, bedankte sich auch für den Tonfall, mit dem ich seine Geschichte erzählt hatte. Und dann schrieb er diese Sätze: „Unser – und mein Irrtum war, dass wir geglaubt haben, dass der Zweck alle Mittel heiligt. Heiligt ist sicher das falsche Wort dafür. Die Betonung liegt auf „alle Mittel.“ Wir hatten jeden Skrupel, jeden Zweifel verloren. Der noch größere Irrtum war aber, dass wir es für völlig ausgeschlossen hielten, einmal für unser Taten bzw. Untaten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wir glaubten, die Sieger der Geschichte zu sein – und hatten nicht damit gerechnet, dass es vielleicht doch noch andere Herrscher gibt. Das Magnificat haben wir unterschätzt, obwohl wir seine Brisanz immer ahnten.“

Es gab damals in der DDR Menschen unter dem Dach der Kirche, die mit zwei Hoffnungen lebten: Dass Gott wirksam ist und Menschen sich ändern können. Zum Schlechten und zum Guten. Zu Fluch und Segen. Die haben auch während des Umbruchs dafür gesorgt, dass Rache kein Thema wurde – wohl aber Gerechtigkeit. Das Motto: „Keine Gewalt“ blieb auch nach dem Fall der Mauer lange lebendig. Eben nicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Schluss: Die letzte Botschaft, die mein Vater mir noch vermitteln wollte, hieß: „Sage dem Jungen: das Wichtigste im Leben ist Barmherzigkeit.“

*(Pastor i. R. Matthias Neumann, Hamburg)*

### **Zum Ansehen:**

<http://www.youtube.com/watch?v=EQpeNuZK-Mc>

### **Materialien für die Gottesdienstgestaltung:**

[http://www.ekd.de/download/20\\_jahre\\_einheit\\_die\\_friedliche\\_revolution.pdf](http://www.ekd.de/download/20_jahre_einheit_die_friedliche_revolution.pdf)